

aus: RHEINPFALZ 7. 10. 1987

Poesie im Angesicht des Grauens

„Der Tod dankt ab“, Viktor Ullmanns musiktheatralische Legende, bei den Berliner Festwochen

Im Jubiläumsjahr der vor 750 Jahren gegründeten Stadt beschwört das Programm der Berliner Festwochen auch die Schatten der jüngsten deutschen (und europäischen) Geschichte herauf. Nach Hartmut Langes „Requiem für Karlobert Kreiten“ - dessen Thema die Gestalt und der Tod des während des Krieges in Berlin wegen einer regimekritischen Bemerkung an die Gestapo denunzierten und hingerichteten 27jährigen Meisterpianisten Karlobert Kreiten (vermutlich des größten deutschen Instrumentalistentalents seiner Generation) bilden - gastierte die Wiener Kammeroper mit der (musiktheatralischen) Legende in vier Bildern „Der Tod dankt ab - Der Kaiser von Atlantis“ von Viktor Ullmann zu einem Text von Peter Kien im Hebbeltheater. Regie führte George Tabori (dessen Inszenierung von Leoncavallos „Bajazzo“ die Wiener Kammeroper an derselben Spielstätte zuvor ebenfalls aufgeführt hatte).

Die Entstehungsgeschichte dieser Opernlegende ist durch den nationalsozialistischen Völkermord geprägt. Sie wurde 1943/44 im Konzentrationslager Theresienstadt geschrieben. Offiziell war Theresienstadt (ungefähr 60 Kilometer nordwestlich von Prag) als „Gnadenlager“ deklariert; in Wirklichkeit fungierte sie als Übergangsort für die Vernichtungslager im Osten; wobei aber auch in Theresienstadt bis 150 Menschen am Tag starben. Trotzdem sollte dieses Lager eine Alibi-Funktion zu Propaganda-Zwecken haben. Religionsausübung und einige kulturelle Aktivitäten waren geduldet. Im Frühling 1944 kam es in Theresienstadt wegen des Besuchs einer Delegation des Internationalen Roten Kreuzes zu einer eiligen Restaurierung: Die Straßen wurden gereinigt, die Häuser gestrichen - und alte und kranke Lagerinsassen, 8 500 Personen, aus dem Weg geschafft und nach Auschwitz transportiert. Zugleich veranlaßte man die Produktion des Propagandafilms über Theresienstadt „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“, der nie fertiggestellt wurde. Vom 15minütigen Fragment waren Ausschnitte in der Vorstellung der Wiener Kammeroper bei den Berliner Festwochen zu sehen.

„Der Tod dankt ab“ - zur selben Zeit entstanden - ist das Werk zweier Lagerinsassen in Theresienstadt, des in Schlesien geborenen Komponisten und Kapellmeisters Viktor Ullmann - der unter anderem bei Schönberg und Alois Hába studiert hatte, enger Mitarbeiter Alexander Zemlinskys am Prager Deutschen Theater war, und dessen Arbeiten vor allem in Prag, aber auch in Frankfurt seinerzeit nicht ohne Erfolg aufgeführt wurden - und des Dichters, Graphikers und Karikaturisten Peter Kien.

Der Inhalt der musiktheatralischen Legende steht unter dem Eindruck der Weltkatastrophe, vor deren Hintergrund das Werk zustande kam, und der persönlichen Tragödie, der existentiellen Not der Autoren. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Tod: der empörte, beleidigte Tod, der angesichts des maschinellen Tötens, des Menschenopfers in Massen sein Amt nicht mehr wahrnehmen will. Er verweigert sich; somit können die Menschen nicht mehr sterben; die Qualen der Leidenden sollen in die Ewigkeit verlängert werden. So auch die Trauer des seines Daseins überdrüssig gewordenen Pierrot, der Symbolgestalt für das Leben im Stück, dem das Lachen längst vergangen ist. Gelöst wird der Notstand durch Overall, den Kaiser der Atlantis, der zuvor den „segensreichen Krieg Aller gegen Alle“ erklärt hat und wegen der Unwirksamkeit seiner Todesurteile in Bedrängnis geraten ist. Er bewagt schließlich den Tod, seines Amtes wieder zu walten, unter der Bedingung, daß er, der Kaiser, als erster sein Leben opfert. Unmißverständlich sind die Anspielungen aufs Zeitgeschehen. Den SS-Funktionären kam das Stück denn auch suspekt vor, eine Aufführung konnte nicht stattfinden. Ullmann und Kien wurden gegen Ende des Jahres 1944 nach Auschwitz deportiert; dort verloren sich ihre Spuren.

„Der Tod dankt ab“ ist poetisches geistreiches musikalisches Welttheater - zu einem Libretto, das durchaus literarische Ansprüche stellt -, mit surrealistischen Momenten, freilich voll unterschwelliger existentieller Trauer: eine intellektuelle Verzweiflungsgeste, der letzte Versuch, in einer Welt des Schreckens, unter entsetzlicher existentieller Bedrohung Mensch und Künstler zu bleiben.

Viktor Ullmanns Komposition für ein kleines Kammerensemble mußte selbstverständlich auf die Möglichkeiten einer Aufführung in Theresienstadt Rücksicht nehmen. Die Partitur ist handwerklich brillant, ausgesprochen einfallsreich gearbeitet, mit aparten, überaus sinnfälligen musikalisch-theatralischen Lösungen und führt heterogene Stilelemente, Anspielungen an Kurt Weill, Hindemith, Mahler, Korngold und moderne, an Schönberg und Berg mahnende tonsprachliche Schichten zur einleuchtenden Synthese. Die kriegerische Atmosphäre wird ständig durch prägnante Trommel-Rhythmen und Trompetenstöße musikalisch vergegenwärtigt. Es könnte sich lohnen, sich auch weiterer Kompositionen Ullmanns anzunehmen.

Die Berliner Aufführung mit Musikern des Östererichischen Rundfunks unter Leitung von Kerry Woodward, der das Stück

herausgegeben und 1976 die Uraufführung dirigiert hatte, war dem Stil dieser Musik durchweg adäquat. George Taboris Szenerie (Bühnenbild: Andreas Szalla) ist das KZ. Hinter und vor einem bühnenhohen Zaun aus blutroten Holzlatten agieren Häftlinge in Lager-Kleidung (mit Nummern auf dem Rücken): halbtote, geschundene Opfer, die sich kaum noch bewegen können und qualvoll zu ihren Darbietungen aufrichten.

KZ und Legende gehen auf der Bühne ineinander über: ein grauenvolles Theater im Theater. Seine Darsteller: Ian Geller, Matteo de Monti, Reinhard Brussmann, Joseph René Rumpold, Carol A. Byers, Priti Coles.
GABOR HALASZ

*

Viktor Ullmanns Oper war der gewiß wichtigste Beitrag zum Kapitel „Musik aus dem Exil“, dem Hauptthema dieser 37. Berliner Festwochen. Es ging um „Verdrängte Musik“, um den Versuch, aufzuarbeiten, was durch die nazistische Barbarei an den Rand gedrängt, vernichtet wurde.

Ullmanns Oeuvre - und es ist einiges erhalten - gehört eigentlich ebenso ins Repertoire wie die des 1934 nach Palästina noch geflohenen, 1972 im amerikanischen Exil gestorbenen Stefan Wolpe. Wolpe war ein Avantgardist der ersten Stunde, ein Suchender, auch politisch, immer geblieben, in Amerika Lehrer so bekannter Komponisten wie Morton Feldman, David Tudor, Herbert Brün gewesen, einer der Väter des Minimalismus.

Als Flop erwies sich der Auftrag an den ebenfalls 1934 noch emigrierten Josef Tal, eine neue Oper zu komponieren. Tal war letztes Jahr Gast des Berliner Wissenschaftskollegs. Allzu naiv wird da in einem Libretto Hans Kellers die Erlösung der Welt von ihrer Kommunikationslosigkeit durchs klassische Streichquartett postuliert. In einer Produktion des Kasseler Staatstheaters hatte „Der Turm“ im Berliner Theater des Westens Uraufführungspremiere.

Von den instrumentalen Uraufführungsaufträgen hinterließ Manfred Trojahn mit seinen „Cinq Épigraphe“ den stärksten Eindruck. Trojahns „fünf Inschriften“ nach Textzeilen von René Char ließen sich freilich auch lesen wie ein abstrakter Kommentar zum überquellenden Festwochen-Gesamt-Programm: eine Musik des Innehaltens, Verstumens. Fetzen von Erinnerung preisgebend - wie ausgekratzt. Lediglich im Mittelstück von gleißend-starrer Helle: „Frais Soleil“, „Kalte Sonne“.
GEORG-FRIEDRICH KÜHN